

Zu Geschichte und Zukunft des Idiotikons¹

Walter Haas

Viertel s. Vier-Teil

Versetzen wir uns ins Jahr 1884 und stellen wir uns einen Germanistikstudenten im dritten Semester vor, der für seine Seminararbeit im Idiotikon das Wort *Viertel* nachschlägt. Weil er schon weiss, dass der Buchstabe V in diesem Wörterbuch unter F eingereiht ist, greift er clever zu Band 1 und wird auch wirklich auf Spalte 1042 fündig, nicht ganz ohne Probleme zwar, da das Stichwort mitten in einer Zeile verborgen ist. Aber viel schlimmer trifft ihn, dass da bloss ein Verweis steht: s. *Vier-Teil* (Abb. 1).

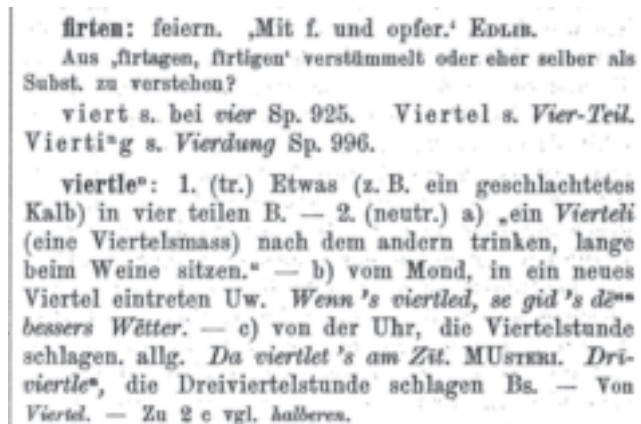


Abbildung 1: Hinweis auf Vier-Teil, Id. 1, Sp. 1042

Und in der Tat: Band 12 liefert auf 16 Spalten jede gewünschte Auskunft über sämtliche Bedeutungsschattierungen des Kompositums *Viertel* sowie seiner Zusammensetzungen und Ableitungen – ein exquisiter Service. Zugegeben, er hätte unserem Studenten etwas Geduld abverlangt, linguistisch

gesehen jedoch hätte sich das Warten für den mittlerweile gut Hundertjährigen voll und ganz ausbezahlt.

Sich über die lange Bearbeitungsdauer des Idiotikons lustig zu machen, ist nicht originell. Schon seit 1891 sorgen sich besonders Politiker darüber: Wessen Mandat auf vier Jahre beschränkt ist, bringt wenig Verständnis auf für Mandate, die über mehr als hundert Jahre laufen und laufen und laufen dürfen. Andererseits: Grenz es nicht fast an ein Mirakel, wenn eine Institution ein Versprechen noch nach achtzig Jahren einlöst, mit der Pünktlichkeit einer Uhr, die zwar langsam läuft, auf die aber unbedingt Verlass ist?

Die Gründerväter des Idiotikons hatten eine so lange Bearbeitungszeit nicht vorgesehen.² Es ging ihnen wie den Pionieren aller grossen Wörterbuchunternehmen des 19. Jahrhunderts: Das *Deutsche Wörterbuch* der Brüder Grimm z.B. brauchte gut hundert Jahre bis zum vorläufigen Ende, das *Woordenboek der Nederlandsche Taal* hundertzwanzig. Schuld daran trägt die Anlage dieser Werke, die auch in ihrer Monumentalität der Gründerzeit verpflichtet sind.

Kinder ihrer Zeit

Als die grossen Wörterbücher entstanden, war die *Politik* geprägt von einer noch einigermaßen fortschrittlichen nationalistischen Ideologie, die *Sprachwissenschaft* vom historischen Paradigma, das *öffentliche Bewusstsein* vom Erlebnis extremer Umbrüche. Alle diese Prägungen verraten die Wörterbücher als prototypische Kinder ihrer Zeit.

Am 15. Februar 1862 hielt der Lehrer Friedrich (Fritz) Staub (Abb. 2) vor der Antiquarischen Gesellschaft zu Zürich einen Vortrag «Über den Dialekt und seine Berechtigung».³ Darin stellte er vier Hauptideen in den Vordergrund:

1. *Die hohe Altertümlichkeit der Mundarten.* Diese angebliche Eigenschaft der Volkssprachen war seit dem 17. Jahrhundert ein Topos geworden.⁴ Im 18. Jahrhundert setzte ihn z.B. Bodmer ein, um das Ansehen der lokalen Sprache zu heben. Hundert Jahre später hatte sich die Sprachwissenschaft als führende Geisteswissenschaft etabliert,⁵ und da sie damals eine historisch argumentierende Wissenschaft war, machte Altertümlichkeit die Mundarten nicht mehr bloss sentimental ehrwürdig, sondern verlieh ihnen realen *wissenschaftlichen* Wert.



Abbildung 2: Friedrich Staub (1826-1896)

2. *Die Regelmässigkeit der Mundartentwicklung.* Dies war ein neuer Punkt, den einige Jahrzehnte zuvor der Bayer Johann Andreas Schmeller (1785–1852) gegen Jacob Grimm in die Diskussion eingeführt hatte. Grimm hatte den Mundarten zwar vereinzelte Altertümlichkeiten zubilligen wollen, im Ganzen aber hielt er ihre Entwicklung für chaotisch.⁶ In diesem Punkt also zeigte sich Staub auf der Höhe der zeitgenössischen Diskussion.

3. *Die politische Bedeutung der Mundarten.* Das Alter der Mundarten und die Regelmässigkeit ihrer Entwicklung hielt Staub darüber hinaus für schlagende politische Argumente gegen ausländische Vorwürfe an den jungen Bundesstaat, «als sei bei uns in dem langen Genuss zügelloser Freiheit mit den letzten Spuren von Gesetz und Sitte aufgeräumt worden».⁷ Sechs Jahre nach dem Neuenburgerhandel waren wissenschaftliche Ideen als Stützen für die aktuelle Demokratiediskussion hochwillkommen.

4. *Die Gefährdung der Mundarten.* Die Gewissheit einer *akuten Gefährdung* aller ererbten Bräuche und Sitten, auch der Mundarten, ergab sich aus dem Erlebnis des gesellschaftlichen, technischen, wirtschaftlichen, politischen und nicht zuletzt des verkehrstechnischen Umbruchs seit der Mitte des 19. Jahrhunderts (Abb. 3). Daraus resultierte für die gebildeten Zeitgenossen ein Dilemma: Sie erkannten zwar den nationalpolitischen Wert der heimischen Traditionen, aber den Fortschritt konnten und wollten sie nicht aufhalten.⁸ Die Lösung bestand in der Errichtung von Schatzkammern, in die das zum Untergang verurteilte Erbe gerettet werden sollte: Dazu gehörten die grossen Wörterbücher ebenso wie die Museen, die aus Kuriositätenkabinetten zu Denkmälern der Vergangenheit wurden – in *einer* Reihe mit den zahllosen vaterländischen Monumenten, die damals überall errichtet wurden (Abb. 4).

In dieser geschichtlichen Situation also wurden die Mundarten als nationales Erbe und wissenschaftlicher Wert zugleich entdeckt.

Abbildung 3:
Anzeige der Nordbahn-Gesellschaft (Flüeler 1994, S. 110). «Durch den enorm gesteigerten Verkehr [...] werden die Dialekte zusehends verdrängt» (Prospekt 1880)

FAHRTEN-TABELLE
der
SCHWEIZER NORDBAHN
vom 1. Mai 1880 bis auf weitere Aenderung
des Schweizer Trags
von
ZÜRICH NACH FRANKFURT

(Die Angaben gelten auch für die umgekehrte Richtung)

Nicht Importeure.		Wichtige Stationen.		Importeure haben.	
Die Stationen sind in Stunden zu rechnen, an welchen		Die von Zürich nach Zürich gehen, diese an		Die von Zürich nach Zürich gehen, diese an	
Zürich	0	Zürich	0	Zürich	0
Stans	17	Stans	17	Stans	17
Wädenswil	30	Wädenswil	30	Wädenswil	30
Freiburg	44	Freiburg	44	Freiburg	44
Basel	58	Basel	58	Basel	58
Frankfurt	8	Frankfurt	8	Frankfurt	8

Abbildung 4: Einweihung des Winkelried-Denkmals in Stans 1864 (Keckeis 1980, S. 153). «...dass man einen so bedeutenden Dialekt nicht hinstehen lasse, ohne ihm ein würdiges Denkmal zu setzen» (Prospekt 1880)



Nehmen Sie z.B. das schweizerdeutsche Wort *Anke* ‚Butter‘ (Abb. 5). Die historisch-vergleichende Sprachwissenschaft konnte mit Hilfe der Lautgesetze zeigen, dass das Wort urverwandt ist mit ai. *anákti*, lat. *unguere* ‚schmieren‘. Das Wort ist insofern uralt, als es ohne Unterbruch seit urindoeuropäischen Zeiten überliefert worden ist. Gleichzeitig aber ist es innerhalb des Germanischen praktisch nur noch in schweizerdeutschen Mundarten lebendig: Eine exklusive Eigentümlichkeit unserer Volkssprache, ein nationales Symbol, ein kostbares Relikt der Vergangenheit, höchste Aufmerksamkeit der Wissenschaftler wie der Patrioten würdig.⁹

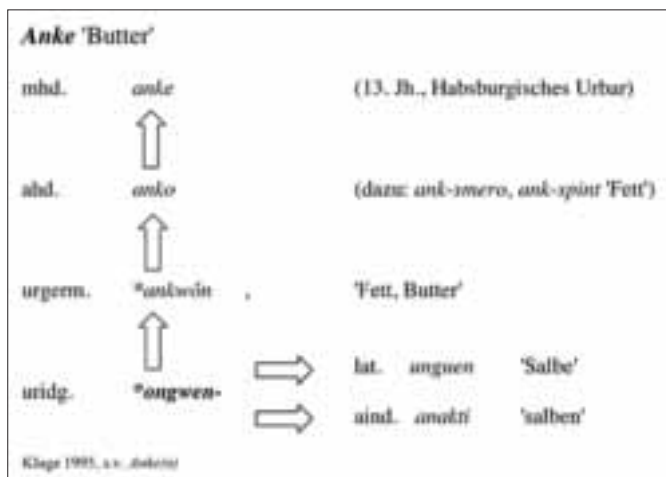


Abbildung 5: «Keine andere deutsche Sprachprovinz hat ein so reiches Erbe des alt-deutschen Sprachgutes in lebendigem Besitz und Gebrauche erhalten wie die Schweiz» (Prospekt 1880)

Aber diese Zuwendung musste rasch geschehen, da ja der Untergang der alten Besonderheiten schnell voran schreitet. Bereits haben viele Sprecher *Anke* gegen *Butter* eingetauscht – gegen ein weniger exklusives, viel jüngerer Wort, das erst spät, etwa im 11. Jahrhundert, ins Deutsche gekommen war.

Rasch zu handeln hatte die gleiche Antiquarische Gesellschaft schon 1845 geplant: Damals bat sie in nüchternem Ton um Mithilfe bei der Erarbeitung eines Schweizerdeutschen Wörterbuchs, um dem Verlust wissenschaftlich wertvollen Materials zuvorzukommen. Ihre Bitte verhallte ungehört. Erfolgreich war erst der flammende Aufruf, den die Gesellschaft 1862 nach Staubs Vortrag ausgehen liess. Nun appel-

lierte man auch an die Gefühle, an die Angst vor dem Verlust der sprachlichen Identität, und mit hohem Pathos beschwor man die demokratische Gleichheit: «Kann und darf auch bei uns wie in Fürstenland die Zeit kommen, wo die Rede Bürger von Bürger scheidet?»¹⁰.

Der geglückte Anfang des Unternehmens verdankte sich offensichtlich nicht zuletzt starken Emotionen. Vielleicht ist es ja auch mit der Qualität und der Langlebigkeit des Idiotikons nicht völlig anders.

Etikettenfragen

Der doppelte Titel *Schweizerisches Idiotikon – Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache* verrät einen Kompromiss. Das Kunstwort *Idiotikon* hatte Michael Richey 1743 als Titel seiner Sammlung hamburgischer Mundartwörter erdacht, und er meinte damit eine Zusammenstellung der *Idiotismen*, jener Ausdrücke also, die nur einer einzigen Mundart *eigentlich* sind.¹¹ Idiotismen sammeln wurde im 18. Jahrhundert zu einer modischen Beschäftigung für Heimatfreunde und Bildungsreisende; in dieser Tradition steht noch Franz Josef Stalders (1757-1833) *Versuch eines schweizerischen Idiotikon* von 1806 und 1812.¹²

Noch einmal fünfzig Jahre später war der nunmehr akademischen Germanistik eigentlich klar geworden, dass die Abgrenzung des Eigenen gegenüber dem Fremden nicht gar so einfach war. Aber schon aus Respekt vor Stalder war *Idiotikon* für den traditionsbewussten Staub die richtige Bezeichnung auch für sein Unternehmen. Vor allem aber lag der Idiotismen-Standpunkt den nationalpolitischen Interessen der Gründer nahe. Für sie waren die Wörter, die aus der Schriftsprache in die Mundarten eindringen, neu und damit historisch unergiebig, und sie waren vor allem fremd. Wörter wie *Butter* sind schuld am «Verfall unserer Mundarten»¹³, sollte man ihnen im Nationalwerk auch noch ein Denkmal setzen?

Vor dem Druck der ersten Lieferung musste der leitende Ausschuss den endgültigen Titel festlegen. Einige Mitglieder hielten *Idiotikon* für veraltet und *schweizerisches* für den mehrsprachigen Staat zu allgemein. Dennoch kam zuoberst aufs Titelblatt *Schweizerisches Idiotikon* zu stehen, allerdings in kleinerer Type. Durch die grössere Schrift als Haupttitel

gekennzeichnet folgt dann *Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache*. Dass hier nicht von *Mundarten* oder *Dialekten* die Rede ist, ist kaum Zufall, sondern nimmt Jacob Grimms Diktum auf, das Schweizerdeutsche sei mehr als ein «bloszer dialect»,¹⁴ und setzt das Werk programmatisch auf *eine* Stufe mit den andern entstehenden Wörterbüchern der «National-sprachen». Volksläufig geworden ist trotzdem der kleiner gedruckte Archaismus.

Wie kann man hoffen, dass ein Wörterbuch, dessen Titel schon so viele Fragen aufwirft, jemals fertig wird?

Unmassgebliche Gedanken über die Methode

Begonnen allerdings hat man sehr bald nach Staubs Vortrag, und Staub wurde wie von selbst Leiter und «Seele» des Unternehmens.

Über die Sammelmethode war man sich nicht sehr im Klaren. Die Wörterbücher der nationalen Schriftsprachen beruhten auf schriftlichen Quellen, was alles etwas einfacher machte. Beim Idiotikon aber ging es um gesprochene Sprache, und es war das erste Mal, dass eine so umfassend gedachte Sammlung gesprochenen Wortschatzes in Angriff genommen wurde. Pfarrer Stalder hatte die Wörterbuchbasis noch über eine ausgedehnte Korrespondenz mit Amtsbrüdern beider Konfessionen zusammenbringen können; der Oberlieutenant Schmeller hatte Gelegenheit, in München mit Rekruten aus dem ganzen Königreich zu arbeiten.

Staubs Idee einer kantonsweisen, gebietsdeckenden Sammelorganisation zerschlug sich. Dennoch begannen in kurzer Zeit zahllose Freiwillige Massen von mundartlichen Ausdrücken einzusenden: Die Initianten des Werks hatten offensichtlich einen Nerv getroffen (Abb. 6).

Wie unprofessionell man in dieser Pionierzeit vorzugehen gezwungen war, verriet sich darin, dass Staub kaum Sammelanweisungen zu geben vermochte, es sei denn den Rat, die Stichwörter eines hochsprachlichen Wörterbuchs in die Lokalmundart zu übersetzen. Überdies vergass er, jedes Wort auf einem besonderen Blatt zu verlangen; diese Nachlässigkeit hat er durch jahrelanges Zettelschreiben abgebusst. Schon 1880 umfasste das Material rund eine Million Zettel: Man hatte

zu Beginn keine Ahnung von den Ausmassen, die das Werk annehmen würde.¹⁵ Die wilden Anfänge des Idiotikons werden besonders klar, wenn man sie mit den systematischen Erhebungen vergleicht, die bloss 40 Jahre später das *Glossaire des patois de la Suisse romande* veranstaltete.¹⁶

Staub hatte zudem kein philologisches Studium hinter sich, sondern ein theologisches, und erst noch ein abgebrochenes. Seine linguistischen Kenntnisse verdankte er dem Selbststudium und der täglichen Fron mit den idiotischen «Papierhaufen». Seine berühmteste sprachgeschichtliche Entdeckung ist das Lautgesetz, das Weiterentwicklungen wie die von *Anke* zu *Aache* beschreibt, und das wir ihm zu Ehren das «Staubsche Gesetz» nennen (Abb 7).

Eine wichtige Professionalisierung des *Schweizerdeutschen Wörterbuchs* trat ein, als 1874 Ludwig Tobler¹⁷ als Germanist an die Universität Zürich berufen und als Mitglied der Redaktion verpflichtet wurde (Abb. 8). Anders als Staub konnte sich Tobler keine Gratisarbeit leisten, deshalb mussten nun öffentliche Subventionen eingeholt werden. Was Staub als fast ehrenrührig empfand, würde heute höchstes Lob der Evaluatoren einheimsen.

Tobler hatte seit Beginn Wörter und Ideen zum Idiotikon beigesteuert. Dazu gehörte ein Text von 1863 (Abb. 9), den er «Unmassgebliche Gedanken über die Methode des schweizerischen Wörterbuchs» genannt hatte – der Anklang an die Überschrift einer sprachplanerischen Abhandlung von Gottfried Wilhelm Leibniz ist nicht zu überhören.¹⁸ Tobler vertrat darin einen strikten Idiotismen-Standpunkt, doch kontrastierte mit dieser Konservativität seine Forderung, das Wörterbuch habe vor allem den «Wortinhalt allseitig auszuleuchten». Diese Forderung entsprang seinen sprachphilosophischen Interessen – in den siebziger Jahren aber, als die Lautlehre phänomenale Erfolge feierte, lag sie nicht im Trend der Zeit. Dies war einer der Gründe dafür, dass der Pionier der junggrammatischen Dialektologie, der Glarner Jost Winteler (1846-1929), sich mit dem Idiotikon nie anfreunden konnte. Heute aber werden die Verknüpfung der formal zusammengehörigen Wörter zu «Sippen»,¹⁹ die Sorgfalt der Bedeutungsentfaltung und die Ausbreitung der Synonymik als besondere Qualitäten des Schweizerdeutschen Wörterbuchs geschätzt, und so hängt sein Ruhm auch daran, dass es Toblers seinerzeit unzeitgemässen Ideen über mehr als ein Jahrhundert unverdrossen nachgelebt hat.

Rechenschaftsbericht des Schweizerischen Idiotikons,
an die Mitarbeiter
abgestattet von der Central-Commission.

Dieser lange hat es die mit der Leitung unserer
Herausgegebenen Unternehmung betonte Commission ge-
drängt, sollte auf die Gesetze, wie in den letzten
Jahren abschließen und von Manigen bezeugt Arbeit
zu thun, persönlich auch an alle die geistigen Güter,
öffentlich abzugeben, als auch mit Freude & Hülfe
mit den am Werkern gemachten Verbesserungen zu be-
stehen, welche Offenheit auf dem Boden unserer
Regelung wenigstens kein Verbot selbst noch immer
bekannt ist, was der Sache der Bekanntheit gilt.
Auf beiden Richtungen werden wir den Zweck der
Zusammenfassung unserer durch einen lieblichen Auf-
stellung der Tatsachen, welche Mühe verdient den so
lieblich unterzogen, in d. G. der Werkern selbst hervor-
auf den Namen für solche Arbeitsleistung zu bezeugen
kann.

Es ist ein wichtiger Punkt, den die / G. von uns
in der Herausgegebenen Herausgabe gemacht, darstellt
die einzige der geistigen Arbeit, wie wir sie gleich
kann, wenigstens mit einem wenigstens beifolgende
unserer Freunde zu arbeiten. Früher hatten wir
mit der Gelegenheit, zu der Gerechtigkeit zu sprechen,



EIN SCHWEIZERISCH - ALEMANNISCHES LAUTGESETZ.

Dafs die Kunde von dem Wiedererwachen dieser Zeitschrift in dem Lande, in welchem die Mundart ihr kräftigstes Regiment führt, indem sich ihr annoch alle Stände, selbst die Gelehrten nicht ausgenommen, unbedenklich fügen, mit besonderer Freude vernommen wurde, läfst sich wohl vermuthen. Der folgende Aufsatz möge als erster Gruß aus der Schweiz gelten. Er beruht auf einer Arbeit, durch welche — es sind nun zehn Jahre her — die Antiquarische Gesellschaft in Zürich den Anstofs empfing, die Erstellung eines schweizerischen Idiotikons an die Hand zu nehmen. Hier wird dieselbe — was mir nicht ganz aufser dem Wege zu liegen schien — gewissermafsen zum zweiten Male als einleitende Arbeit verwendet; doch nicht nur mit vermehrtem Materiale, sondern auch mit — so glaube ich — geläuterten Ansichten über die physiologischen Gründe. Es sind nämlich inzwischen die epochemachenden Untersuchungen Joh. Schmidt's über den indogermanischen Vokalismus an den Tag getreten, und in diesen hauptsächlich habe ich Belehrung und die Anregung zur Wiederaufnahme meiner Erstlingsarbeit geschöpft. Wolle der verdiente Gelehrte den schuldigen Tribut des Laien sich auf diesem Wege gefallen lassen!

Dafs der Aufsatz durch Nebensächliches mehr geschwellt ist, als die Deduktion es erheischte, ist mir wohl bewußt. Theils konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, bei diesem Anlasse mit dem Reichtume unseres Sprachschatzes einigermafsen zu paradieren, um so weniger, als ich ja damit nicht über die Zwecke und Schranken der Zeitschrift hinaus gieng; andertheils bedachte ich, dafs der eine und andere Leser, welcher grammatikalischen Untersuchungen weniger Interesse abzugewinnen vermag, durch Häufung des Sprachmaterials entschädigt werden dürfte.

Es sei noch bemerkt, dafs alle die Wörter, welche durch Curvischrift ausgezeichnet, als Schweizerdeutsch zu betrachten sind, gleichviel ob sie auch das Gut anderer Dialekte seien.

Den schweizerischen Gymnasiasten muthet es heimelig an, wenn er vernimmt, dafs das Maskulin zu $\pi\acute{o}\nu$ nicht $\pi\alpha\epsilon\gamma$, sondern $\pi\acute{o}\gamma$ lautet, wie es dem Gebildeten überhaupt aufblümmern mufs, dafs die erste, im Begriffe übereinstimmende Hälfte der mit Pas- (z. B. Pasi-graphie) und mit Pan- (z. B. Pantograph, Pantheon) zusammengesetzten Fremdwörter auch physisch eins sei; — nennt ja auch bei uns der Sarganser seine Heimat *Sargais*, und in manchen Kantonen spricht man

Abbildung 7: Fritz Staub erklärte 1877 in einer der ersten «modernen» Arbeiten zum Schweizerdeutschen den «n-Schwund vor Reibelaut mit Ersatzdehnung», also Lautentwicklungen wie Anche > Aache ‚Butter‘, heute als Staubsches Gesetz zitiert. Albert Bachmann ging in seiner Dissertation (1886) u.a. dem Verhältnis zwischen Anke nach und Anche nach, der Form also, die erst dem Staubschen Gesetz unterliegen konnte

Einen andern Teil des Ruhms verdankt das Wörterbuch dem immer konsequenteren Einbezug des alten Wortschatzes, an dem die Antiquarische Gesellschaft verständlicherweise schon 1845 besonders interessiert gewesen war. Jacob Grimm hatte sie damals in ihrer Absicht unterstützt, den Wortschatz seit 1300 aufzunehmen. Bis dahin führte das grosse Mittelhochdeutsche Wörterbuch von Benecke, Müller und Zarncke, und gleichzeitig hätten die Patrioten so an die Heldenzeit der eidgenössischen Staatsgründung anschliessen können.



Abbildung 8: Ludwig Tobler (1827-1895)

Aber erst in den 1870er Jahren nahm man die furchteinflössende Exzerption der historischen Quellen zielstrebig an die Hand, von denen der grösste Teil damals noch nicht gedruckt vorlag (schweizerische Rechtsquellen waren z.B. noch kaum ediert). Die ersten Lieferungen des Deutschen Wörterbuchs von Jacob und Wilhelm Grimm hatten seit 1854 vordemonstriert, wie ein Nationalwörterbuch in Bezug auf historische Tiefe und Ausbreitung der Belege auszusehen hatte. Das Verdienst der Begründer des Idiotikons war es, dass sie es wagten, dem Vorbild im Historischen nachzueifern, ohne die Sorgfalt im Semantischen aufzugeben, in der das Idiotikon dem Grimmschen Wörterbuch lange überlegen war.

Eine heroische Zeit

Historische Tiefe und semantische Breite haben ihren Preis. Dessen Höhe wird der Redaktion seit nunmehr 134 Jahren unermüdlich in Erinnerung gerufen. 1874 hatte der Bundesrat die erste Subvention gesprochen, schon 1877 wollte er Resultate sehen. Die Redaktoren jedoch sahen nur Lücken im Wortschatz und Löcher in der geographischen Abdeckung.

Einer neuen Herausforderung hatten sie sich zu stellen: der Auseinandersetzung mit den Forderungen der Geldgeber.

Zudem wollten die Behörden das Werk auf eine Weise verwirklicht sehen, die ihren Vorstellungen von einem Volksbuch entsprach, und dies führte schon 1875 zu einer heftigen Auseinandersetzung. Im Unterschied zum Deutschen Wörterbuch hatte das Idiotikon mundartlichen Wortschatz zu verzeichnen. Es mussten also grosse Mengen von gleichbedeutenden, aber lautlich abweichenden Wörtern aus allen schweizerdeutschen Mundarten in eine Ordnung gebracht werden, von Wörtern zudem, für die es keine traditionelle Schreibung und keine anerkannte «Leitform» gab. Natürlich wollte man Varianten wie etwa *Gaas*, *Gees*, *Gäiss*, *Geiss*, *Goas*... in ein und demselben Artikel behandeln, aber wie sollte das Stichwort heissen? Und wie sollte von den verschiedenen Varianten auf das Hauptlemma verwiesen werden? Die Redaktion entschied sich für das System, das wieder Johann Andreas Schmeller ersonnen hatte: Die lautgeschichtlich älteste Form wird zum Lemma, und die alphabetische Anordnung berücksichtigt nur

die Konsonanten. Denn wie das Beispiel *Geiss* zeigt, sind die Konsonanten in den Dialekten stabiler als die Vokale, und wenn man die Wörter nach dem Konsonantengerippe alphabetisch anordnet, kommen die vokalisch variierenden Formen ganz von selbst nahe bei einander zu stehen (Abb. 10).

Ferner fasste Schmellers System gewisse Buchstaben zusammen (deshalb fand unser Germanistikstudent ja den Verweis auf den *Viertel* schon in den ersten Lieferungen, nämlich unter F), aber das System ordnete Zusammensetzungen und Ableitungen im Anschluss an das Grundwort an (deswegen bekam unser Germanistikstudent den *Viertel* erst richtig zu sehen, als das Wörterbuch achtzig Jahre nach dem Bestimmungswort *vier* endlich beim Grundwort *Teil* angelangt war). Und dass das Lemma *Teil* und nicht *Tel* lautet, liegt eben daran, dass *Teil* die ältere Lautung vertritt.

Ein Vorteil von Schmellers System ist, dass auf unzählige Verweise verzichtet werden kann. Ein Nachteil ist, dass hie und da einige Benutzer einige Wörter nicht finden. Dass der steuerzahlende Mann aus dem Volke in seinem Wörterbuch den *Viertel* unter *Teil* suchen sollte, das hielt der Bundesrat für eine Zumutung und drohte mit dem Entzug der Subventionen (Abb. 11).

Es wäre vermutlich kein nationales Unglück gewesen, wenn sich Bundesrat Knüsel durchgesetzt hätte, nur wäre das Idiotikon dadurch alles andere als weniger umfangreich geworden. Aber auch diese Gefahr aus dem Bundeshaus vermochte man abzuwehren. Als 1881 die erste Lieferung erschien und bereits 1884 der erste Band fertig vorlag, hatte die Redaktion nicht nur ein gewaltiges Material erhoben und verzettelt, sie hatte nicht nur die finanziellen Hindernisse überwunden und die Zumutungen einer besorgten Behörde zurückgewiesen, sie hatte auch manche dialektologische Grundlagen selber erarbeitet, sie hatte unter viel Zeitdruck und mit wenig Geld das Grundkonzept erstellt und die Details der Artikelgestaltung für die kommenden hundertdreissig Jahre festgelegt.

Und sie hatte in Jacques Huber von Frauenfeld einen Verleger gefunden, der «in dem Unternehmen keinen Gegenstand der Spekulation»²⁰ erblickte und sich 1880 verpflichtete, das Werk bis zur Vollendung zu betreuen. Erst im Dezember 2007 gelang Orell Füssli, dem enttäuschten erfolglosen Mitbewerber, durch den Aufkauf des Thurgauer Verlagshauses eine späte Rache.

Es war zweifellos eine heroische Zeit.

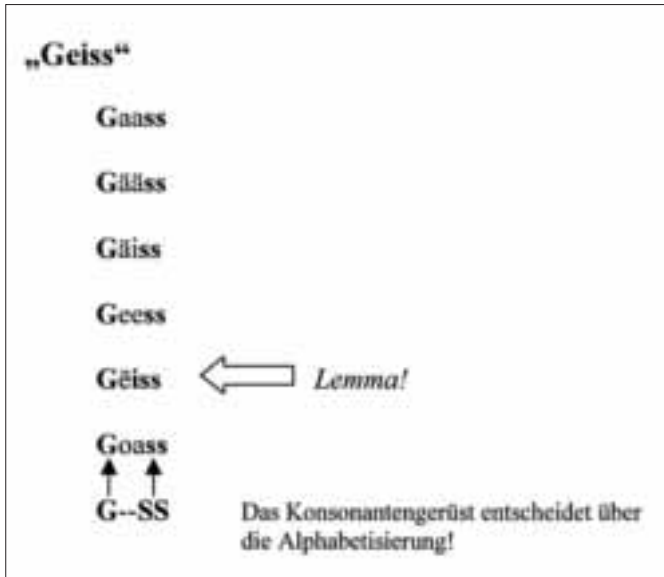


Abbildung 10: Anordnung der Stichwörter und Auswahl der Lemmata im Idiotikon



Wir müssen Sie daher einladen, die innere Anordnung des Idiotikons nochmals einer reiflichen Erörterung zu unterziehen und dabei auch noch andere bewährte Fachmänner, an denen unser Land wahrlich keinen Mangel hat, angemessen zu Rathe zu ziehen, da wir es nur lebhaft bedauern könnten, wenn die eidgen. Behörden Anstand nehmen sollten, ihre Beiträge an ein Werk fortzusetzen, das sie mit Rücksicht auf die so wichtige innere Anordnung als ein verfehltes Unternehmen zu betrachten sich genöthigt sähen.

Gemeinsam mit, hochachtungsvoll
 Eidgenössischer Bundesrath, Eidgenössischer Bundesrath

Eidg. Departement des Innern

J. M. Krüsel

Abbildung 11: Bundesrat Krüsel lehnt die vorgesehene Anordnung der Wörter im Idiotikon ab: «Wir müßen Sie daher einladen, die innere Anordnung des Idiotikons nochmals einer reiflichen Erörterung zu unterziehen und dabei auch noch andere bewährte Fachmänner, an denen unser Land wahrlich keinen Mangel hat, angemessen zu Rathe zu ziehen, da wir es nur lebhaft bedauern könnten, wenn die eidgen. Behörden Anstand nehmen sollten, ihre Beiträge an ein Werk fortzusetzen, das sie mit Rücksicht auf die so wichtige innere Anordnung als ein verfehltes Unternehmen zu betrachten sich genöthigt sähen.» (Brief vom 29.12.1875, Archiv des Idiotikons)

Heroen des Alltags

Staubs und Toblers Nachfolger Albert Bachmann²¹ hatte bei Tobler über ein dialektologisches Thema doktriert, das mit dem Staubschen Gesetz zu tun hatte.²² Bachmann (Abb. 12) versah den Lehrstuhl für Germanische Philologie der Universität; in den fast vierzig Jahren, die er zusätzlich dem Idiotikon vorstand, brachte er das Werk endgültig auf den modernen Stand der Germanistik. Den veralteten Idiotismenstandpunkt warf er über Bord, aus dem Idiotikon sollte ein *Thesaurus* werden, der den Wortschatz möglichst vollständig dokumentierte. Er gründete eine dialektologische Schule, deren Absolventinnen²³ und Absolventen er für die eben aufblühende Dialektgeographie sensibilisierte, die Ergebnisse ihrer Dissertationen flossen in das Werk ein. Auch ihm sassen die Beschleuniger im Nacken, aber sein Nacken war breit; gelassen liess er das Werk immer umfangreicher werden, so wie es ihm seine Überzeugung gebot.

Jenen, die schon längere Texte mit Hilfe des Idiotikons bearbeitet haben, ist sicher aufgefallen, dass sie die ersten fünf Bände weitaus häufiger benützen, als die folgenden zehn – ganz einfach, weil die ersten fünf Bände Wörter mit 17 verschiedenen Anfangsbuchstaben enthalten, die folgenden zehn Bände bloss noch Wörter mit fünf verschiedenen Anfangsbuchstaben – ab Band 5 begann Bachmanns Konzept richtig zu greifen. Für seine Nachfolger wurden wesentliche Änderungen so unnötig wie unmöglich. So sind es vor allem drei Herausforderungen, denen sich die Redaktoren und Redaktorinnen seither zu stellen haben.

Erstens muss der wissenschaftliche Standard gehalten werden; das wurde schwieriger, weil die Universitäten die Prioritäten ihrer Curricula öfter geändert haben – trotzdem ist die Qualitätssicherung jene Herausforderung, der sich jede Redaktion am liebsten und am erfolgreichsten gestellt hat.

Zweitens muss die Finanzierung des Werks gesichert werden; das lag den Redaktoren in der Regel ferner, aber es gelang schliesslich immer wieder.

Drittens muss die tägliche Arbeit täglich bewältigt werden, ohne dass vom vorgezeichneten Weg abgewichen werden darf – und dies dürfte die härteste Herausforderung für einen Wissenschaftler sein. Erlauben Sie mir dazu eine Anekdote. In der 1981 erschienenen Festschrift zum Hundertjahr-Jubiläum der ersten Idiotikon-Lieferung waren dem damals vorletzten Chef-

redaktor nicht ganz anderthalb Zeilen gewidmet – anderthalb Zeilen! Es ist begreiflich, dass der Gelehrte, der dem Werk während mehr als dreissig Jahren gedient hatte, diese Behandlung ausgesprochen schäbig fand. Aber was hätte man tun können? Jener Chefredaktor hatte keine Lieferung versäumt und keine Skandale verursacht. Er hatte die Arbeit fortgeführt. Sein Verdienst bestand darin, unzählige eng bedruckte Seiten des Wörterbuchs verfasst, noch viel mehr mitgelesen und dabei die hohe Qualität seiner Vorgänger gehalten zu haben. Erst die mickrigen anderthalb Zeilen brachten ihm zum Bewusstsein, wie viel er für das Werk getan und wie wenig öffentlichen Ruhm er dafür zu erwarten hatte.²⁴

Solches zu ertragen darf man wohl auch als heroisch bezeichnen.

Ein ewiges Werk

An den Klagen über die lange Bearbeitungsdauer sind die Begründer nicht unschuldig. Sie nahmen die Sprache als etwas wahr, das in der Vergangenheit gewachsen war und in der Gegenwart einen Zustand zeigte, den man besser nicht allzu genau betrachtete. Die Sprache, die sie für beschreibenswert hielten, kam ihnen als etwas Abgeschlossenes vor, deshalb glaubten sie daran, dass auch ihr Werk innert einer bemessbaren Zeit abgeschlossen sein könnte.

Wenn das Idiotikon in einigen Jahren fertig sein wird, dann wird es mehr als siebenhundert Jahre Geschichte möglichst aller Wörter möglichst aller Regionen der deutschen Schweiz sorgfältig erforscht und dargestellt haben, und dies in bloss hundertsechzig Jahren – angesichts der Handvoll Leute, denen das zu verdanken ist, eine exzellente Leistung. Man darf ruhig noch einige Jahre daran hängen, damit auch die Massen der Nachträge zu den ersten Bänden «Volk und Gelehrten» zurückgegeben werden können. Die Retrodigitalisierung des Werks könnte die Benutzung sehr viel fruchtbarer machen,²⁵ und eine «Volksausgabe» würde gewiss zum Publikumserfolg.²⁶

Aber fertig werden wird das Idiotikon bloss als *historisches* Wörterbuch. Es wird einen monumentalen Sockel errichtet haben, von dem aus man wird daran gehen können, das je gegenwärtige Leben und Funktionieren des Wortschatzes

dieses Landesteils genauer ins Auge zu fassen. Diese Aufgabe wird nicht in so erstaunlich kurzer Zeit zu erledigen sein, wie der Aufbau des Fundaments, sie wird überhaupt nicht zu «erledigen» sein, denn die Beschäftigung mit dem Wortschatz ist eine Daueraufgabe. Das mag Finanzminister erschrecken, aber wer die Sprache als funktionierendes Kommunikationsmittel betrachtet, erschrickt eher vor der Idee, das Wörterbuch einer lebendigen Sprache könnte je beendet sein.

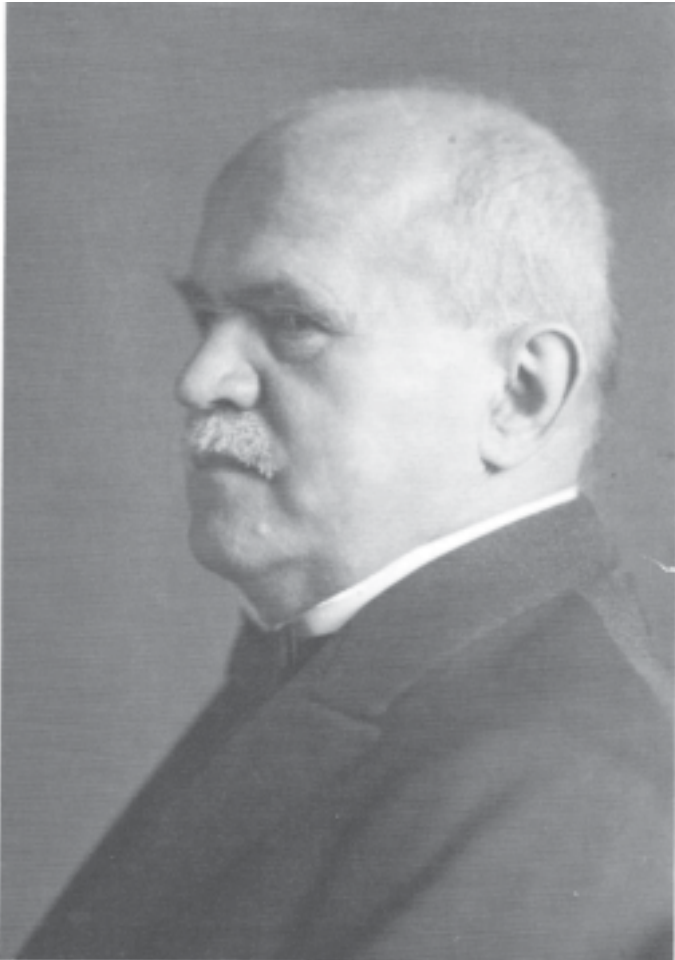


Abbildung 12: Albert Bachmann (1863-1934)

Das zukünftige *Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache* wird vielleicht weniger hübsch *Lexikographisches Informationssystem zu den Sprachen in der Deutschschweiz* heissen. Es wird zweifellos nicht mehr mit Hilfe unendlicher Zettelmassen erarbeitet werden, und das Buch wird nicht mehr das einzige und nicht einmal das durchwegs geeignetste Medium des Unternehmens sein.

Aber das ist nicht das eigentliche Problem, denn auch für neue Darbietungsformen wird gelten: Wörtersammlungen einer lebendigen Sprache sind Provisorien. Die Erforschung des immer fließenden Wortschatzes und seine immer wieder vorläufige und immer fragmentarische Darstellung ist *tatsächlich* ein ewiges Werk – wie immer sie technisch gelöst werden wird. Sicher ist nur, dass sie ohne Lexikographen nicht auskommen wird, also müssten wir sie ausbilden,²⁷ sicher ist bloss, dass sie keinen Abschluss kennen kann, also müssten wir für Organisationsstrukturen sorgen, welche die Arbeit tragen können – mindestens solange, wie wir das Sprechen nicht verlernt haben.

Literatur

- Bachmann, Albert (1886), *Beiträge zur Geschichte der schweizerischen Gutturallaute*, Diss. Zürich.
- Bachmann, Albert (1896), «Friedrich Staub» (Nekrolog), Separatum aus der *Neuen Zürcher Zeitung* [Archiv des Idiotikons].
- Baechtold, Jakob; Bachmann, Albert (1897), «Einleitung», in: Ludwig Tobler, *Kleine Schriften zur Volks- und Sprachkunde*, Frauenfeld: Huber, S. vii-xvi.
- Bickel, Hans (2006), «Idiotikon digital: Überlegungen zu einer elektronischen Ausgabe des Schweizerdeutschen Wörterbuchs», in: *Schweizerdeutsches Wörterbuch, Bericht über das Jahr 2006*, S. 13-26.
- Bigler, Niklaus (2007), «Als das Idiotikon in Druck ging. Kurzer Rückblick auf den Beginn einer langen Zusammenarbeit», in: *Schweizerdeutsches Wörterbuch, Bericht über das Jahr 2007*, S. 13-32.
- Chevalley, Hervé (2007), «Publication du Glossaire», in: *Glossaire des patois de la Suisse romande, 107e et 108e rapports annuels 2005-2006*, La Chaux-de-Fonds: Cour-

voisier-Attinger, S. 3-9.

Dalcher, Peter (1990), «Bemerkungen zum Publikationsrhythmus des Idiotikons», in: *Schweizerdeutsches Wörterbuch, Bericht über das Jahr 1990*, S. 11-16.

Dieth, Eugen (1953), «Albert Bachmann (1863-1934) und die schweizerdeutsche Mundartforschung», in: *Orbis* 2, S. 244-249.

DWB = Jacob Grimm und Wilhelm Grimm, *Deutsches Wörterbuch*, Berlin: Hirzel, 1854-1960 (33 Bände).

Flüeler, Niklaus (Hg.) (1994), *Geschichte des Kantons Zürich* Bd. 3, Zürich: Werd.

Haas, Walter (1981), *Das Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache, Versuch über eine nationale Institution*, Frauenfeld: Huber.

Haas, Walter (1990), *Jacob Grimm und die deutschen Mundarten*, Wiesbaden: Steiner (= Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik, Beihefte 65).

Haas, Walter (Hg.) (1994), *Provinzialwörter – Deutsche Idiotismensammlungen des 18. Jahrhunderts*, Berlin: de Gruyter (= Historische Wortforschung 3).

Hass-Zumkehr, Ulrike (2001), *Deutsche Wörterbücher*, Berlin: de Gruyter.

Hobsbawm, Eric J. (1977), *Die Blütezeit des Kapitals. Eine Kulturgeschichte der Jahre 1848-1875*, München: Kindler.

Keckeis, Peter (Hg.) (1980), *Damals in der Schweiz. Kultur, Geschichte, Volksleben der Schweiz in der frühen Photographie*, Frauenfeld: Huber.

Kluge (1995) = Friedrich Kluge, *Etymologisches Wörterbuch der Deutschen Sprache*. 23., erweiterte Auflage, bearbeitet von Elmar Seebold, Berlin: de Gruyter.

Landolt, Christoph (2003), *Ein Schweizerdeutsches Handwörterbuch? Machbarkeitsstudie zum Projekt einer Kurzausgabe des Schweizerdeutschen Wörterbuchs*, Zürich: Schweizerdeutsches Wörterbuch.

Leibniz, Gottfried Wilhelm (1700/1983), *Unvorgreifliche Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache*, hg. von Uwe Pörksen, Stuttgart: Reclam (= Reclams Universalbibliothek 7987).

Lutz, Markus (1835), *Vollständige Beschreibung des Schweizerlandes*. Supplement. Aarau: Heinrich Remigius Sauerländer, S. 460.

- Prospekt (1880) = *Schweizerisches Idiotikon – Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache, Prospekt*, Frauenfeld: Huber [Archiv des Idiotikons].
- Schlaefer, Michael (2002), *Lexikologie und Lexikographie, Eine Einführung am Beispiel deutscher Wörterbücher*, Berlin: Schmidt (= Grundlagen der Germanistik 40).
- Schulenburg, Sigrig von der (1937), *Leibnizens Gedanken und Vorschläge zur Erforschung der deutschen Mundarten*, Berlin: Akademie der Wissenschaften (= Abhandlungen der Preussischen Akademie der Wissenschaften, Phil.-hist. Klasse 2).
- Schwyzer, Eduard (1910), «Fritz Staub, der Begründer des Wörterbuches der deutschen Mundarten der Schweiz», in: *Allgemeine Deutsche Biographie* 55, Leipzig: Dunker und Humblot, S. 624-630.
- Sonderegger, Stefan (1981), «Hundert Jahre Schweizerdeutsches Wörterbuch», in: *Neue Zürcher Zeitung* 31.7.1981.
- Staub, Friedrich (1877), «Ein schweizerisch-alemannisches Lautgesetz», in: *Frommanns Deutsche Mundarten* 7 (NF 1), S. 18-35, 191-207, 333-389).
- Wanner, Hans (1962), «Aus der Geschichte des Schweizerdeutschen Wörterbuchs», in: *Neue Zürcher Zeitung* 4.11.1962 [auch als Separatum].
- Wanner, Hans (1978), *Das Schweizerdeutsche Wörterbuch*, Zug: Zürcher.
- Willmann, Urs (1993), «Sauerstoff für eine Leiche», in: *Die Zeit* 8.1.1993

Anmerkungen

- 1 Ohne dass jedes Mal darauf verwiesen würde, stammen Angaben zur Geschichte des Idiotikons vorwiegend aus Haas (1981). Wichtige Grundlagen bilden Wanner (1962) und Wanner (1978).
- 2 Grundsätzlich dazu: Dalcher (1990).
- 3 Zu Staub: Schwyzer (1910); Bachmann (1896).
- 4 Schulenburg (1937), S. 8.
- 5 Hobsbawm (1977), S. 329f.
- 6 Haas (1990), S. 42ff.
- 7 Haas (1981), S. 20.
- 8 Noch dreissig Jahre vorher war etwa die Schleifung der Stadtbefestigungen nur positiv bewertet worden: «Die Schleifung der Schanzen der Stadt Zürich [...] wird der Stadt ein Mittel sein, sich nach allen Seiten hin auszudehnen und zu verschönern, und die gehässige Scheidewand zwischen Stadt und Landschaft, so wie jede Besorgniß heben, daß Zürich mit der Zeit die Attribute seiner vormaligen Selbstherrlichkeit wieder hervorrufen möchte. [...] Auf dem Rathhause wurde das bisherige alterthümliche Lokal des großen Raths in einen geschmackvollen kirchenartigen Saal verwandelt und in demselben eine Tribüne für die Zuhörer angebracht.» Lutz (1835), S. 460.
- 9 Laut dem Prospekt (1880) obliegt «den Söhnen des Landes die ernste Pflicht», das sprachliche Erbe in Ehren zu halten und es zur Anerkennung zu bringen, indem sie selber einsehen, «dass die Mundart nicht ein Wirrsal von Verdorbenheiten und Willkürlichkeiten, sondern gesetzmässiger als die Literatursprache, dass sie nicht sowohl ein notwendiges Uebel und ein Hemmschuh der Bildung, als vielmehr eine Quelle nationaler Kraft und germanistischer Wissenschaft ist.»
- 10 Haas (1981), S. 19.
- 11 Die beiden Kunstwörter beruhen auf griechisch *idiotikós* ‚privat, gewöhnlich, ungebildet‘.
- 12 Der zweite Band von Stalders Idiotikon ist «Seiner Herzoglichen Durchlaucht Georg, Erbprinzen zu Mecklenburg-Strelitz» gewidmet, der den Verfasser auf seiner Schweizerreise in Escholzmatt besucht hatte. Zu den Interessen der frühen Idiotismensammlungen s. Haas (1994).
- 13 Haas (1981), S. 40.
- 14 DWB 1, S. xvii.
- 15 Noch der Prospekt (1880) rechnete mit «zirka 40 Lieferungen», 2007 erschien die 214. Lieferung.
- 16 Jüngst dazu: Chevalley (2007).
- 17 Baechtold/Bachmann (1897), S. vii-xvi.
- 18 Leibniz (1700/1983).
- 19 Siehe den Umschlag des Programmhefts dieser Tagung!
- 20 Prospekt (1880); Haas (1981), S. 50ff., jetzt ausführlich Bigler (2007).
- 21 Dieth (1953).
- 22 Bachmann (1886).
- 23 In der Tat haben die Schülerinnen Bachmanns in der frühen Geschichte des Idiotikons wie in der schweizerdeutschen Dialektologie um 1900 eine wichtige, wenn auch wenig sichtbare Rolle gespielt, vgl. Haas (1981), S. 77. Nach dem Erscheinen der Idiotikon-Geschichte schrieb der Freiburger Germanist Eduard Studer an den Verfasser, seinen Schüler: «Andererseits fehlt mir eine kurze Würdigung der

Leistung (nicht bloß der pekuniären Zurücksetzung) von Clara Stockmeyer [und] Ida Suter [...]. Sicher hatten die zwei Damen nicht das Format von Winteler und Brandstetter, speziell für das Idiotikon aber weit mehr Verdienst als jene, und dies hätte jetzt eine Erwähnung erfordert, denn nach weitem hundert Jahren wird ihnen niemand mehr eine Treueprämie an den Grabstein heften» (6.6.1981). Diese Anmerkung ist ein unzureichender Wiedergutmachungsversuch.

24 Diese Anmerkung ist ein hilfloser Entschuldigungsversuch gegenüber Hans Wanner (1905-1996), Chefredaktor des Idiotikons von 1951-1974. Noch dringender wäre eine Entschuldigung gegenüber Otto Gröger (1876-1953), der 1911 in die Redaktion eingetreten war und sie von 1934 bis 1951 leitete, aber aus undurchsichtigen Gründen nie offiziell zum Chefredaktor ernannt und jetzt in diesem Vortrag nicht einmal erwähnt wurde. Die noch lebenden Chefredaktoren können sich selber wehren, wenn nötig sogar gegen hyperoriginelle *personality shows* wie Willmann (1993).

25 Bickel (2006).

26 Landolt (2003).

27 Vgl. Hass-Zumkehr (2001), bes. Kap. 16; Schlaefer (2002), bes. Kap. 3.6.